



Der Wettlauf mit dem Wasser

Von Marleen Vidal

NOMINEE

Wir warten auf den Regen! Jedes Jahr kommt er später, jedes Jahr bringt er weniger Wasser. Manchmal bleibt er ganz aus. Alle starren zum Himmel. Nichts. Die Frauen auf den Getreidefeldern, die Kinder auf der Schulbank. Wasser, wir brauchen Wasser! Die Vorräte sind schon seit Monaten aufgebraucht. Die Felder verdorren. Alle zwei Tage trete ich den weiten Weg zur Quelle an – mit meiner Mutter, mit meinen drei jüngeren Schwestern. Nur unsere Großmutter bleibt hier.

Vor Sonnenaufgang schlüpfte ich aus meinen kuscheligen Decken. Zum Glück begleiten uns unsere zwei Esel: stets gut gelaunt, stets einsatzbereit. Das Wasser ruft. Wir müssen los. Los. Immer weiter. Fröhlich freudig spaziert durch die langweilige Leere, verbrenne mir fast die Füße auf den glühenden Steinen. Nichts wächst in der drückenden Hitze. Die Sonne hat uns das Leben ausgesaugt. Doch wir müssen weiter. Fröhlich freudig spaziert. Ich würde auch gern zur Schule gehen wie meine beiden Brüder. Seit dieser Trockenheit kann ich nur jeden zweiten Tag zum Unterricht erscheinen. An manchen Tagen beneide ich die Jungen. Bildung eröffnet Welten, sagt mein Vater, wünscht, dass sie später studieren. Ob sie das schaffen? Die Klassenkasper, die Herumtrödler. Doch dann denke ich an meine Familie, an die Hitze und die ständige Angst. Wasser sichert Leben. Die schwere Schwüle schnürt mir die Kehle zu.

Das Wasser plätschert in die Kanister, spritzt. Ich halte mein Gesicht unter den Strahl. Spüre, wie das Wasser meinen Schweiß davonträgt, spüre eine angenehme Kühle und Erleichterung: Wir haben es geschafft. Jetzt folgt nur der Rückweg. Die jüngeren Mädchen planschen, spielen, toben in dem kostbaren Gut. Welch Überfluss! Wie klar, wie rein dieses Wasser ist. Für einen Moment scheint die Welt zu singen. Das Wasser sprudelt gleichmäßig aus dem Erdsplatt hervor und wir waschen den Staub der letzten Tage von unseren Körpern. Das Wasser. Für zwei Tage schleppen wir es zurück ins Dorf. Sparsam eingesetzt reicht es kaum zum Kochen und Trinken. Waschen fällt weg. Die Felder verdorren. Die Ernte wird ausbleiben. Ein weiteres Jahr ohne Ernte.

Wovon sollen wir leben, wenn das so weitergeht? So wenige Tropfen wie in den letzten zehn Jahren gefallen sind, hat meine Großmutter in ihrem langen Leben nicht gesehen.

Früher, erinnert sie – das war vor meiner Geburt –, wurden Brunnen gebaut und das Wasser floss fröhlich freudig. Heute sind die Brunnen ausgetrocknet, auch die Quellen versiegen. Jahr für Jahr. Dieses Jahr müssen wir acht Stunden wandern. Wie viele werden es nächstes Jahr sein, übernächstes, die kommenden Jahre? Die Alten haben die Hoffnung aufgegeben. Sie glauben an den Fluch. Verwünschung. Die Jüngeren sprechen von Klimawandel. Keiner weiß, was das bedeutet. Keiner wieso, weshalb, warum, welche Folgen. Auf der anderen Seite des Dorfes erspähen wir die Bergspitzen. Wir erahnen von der Ferne den Regen, beobachten die Blitze über den Himmel zucken. Doch wir sind zu weit weg, um die Nässe zu riechen. Die Wüste verschluckt die Entfernungen. Es trägt und macht uns wahnsinnig. Im letzten Abendlicht erreichen wir unser Dorf.

Die ganze Kleinstadt steht unter Wasser, schwimmt. Ich presse meine Nase gegen die Fensterscheibe. Seit fünf Wochen regnet es ununterbrochen. Es fließt nichts mehr ab. Das Prasseln des Regens wird mein ständiger Begleiter: beim Aufstehen. Beim Einschlafen. Trommel, trommel auf das Blechdach. Die Musik des Tages. Trommelwirbel. Denn die Stromleitungen versagen. Ich weiß von Stromschlägen in der Nachbarschaft. Schrille Schreie. Abends macht uns die Dunkelheit zu schaffen. Bedrohlich klopft das Wasser an die Pforte. Die Gullys sind schon lange übergelaufen – wenn sie funktionieren. Die Kanäle halten den Wassermassen nicht stand. Alle Geschäfte haben die Türen dicht gemacht. Ritzen gestopft. Auch die Schule. Anfangs wurde mit Sandsäcken gedämmt. Wir müssen uns jetzt selbst versorgen. Essen aus Konserven, das Eingemachte. Nichts. Vater kehrt zurück. Kein Durchkommen. Das Wasser steht schon bis zu den Knöcheln. Wir sitzen hier fest, abgeschnitten von jeglicher Möglichkeit zu fliehen. Hauptverkehrsmittel ist jetzt die Barke. Aber nicht zur Arbeit, zur Bank oder zur Universität. Für die nächsten Tage sind weitere, stärkere Überflutungen angesagt. Radio. Ich wate, watschele durch das warme Wasser. Ein verrücktes Spiel. Plitsch-Platsch. Der Boden ist glitschig, das Wasser schlammig. Sauberer werde ich nicht. Achtung, eine Schlange! Ich weiche zurück und verkrieche mich lieber im Bett. Lese. Denn Lesen kann ich. Lesen bildet. Lesen hat mir meine Oma beigebracht, wenn ich ihr beim Kartoffelstampfen geholfen habe. Sie ist sehr

weise. Für eine Frau zu schlau. Man sieht es ihr nicht an. Das ist gut.
An Schule nicht zu denken. Wenn es so weiter geht, müssen wir in den nächsten Tagen unser Haus verlassen. Wer will das schon? Alles, was wir uns mühselig erarbeitet haben, hier lassen. Beobachten, wie unser gerade verdientes Vermögen von einem Tag auf den anderen wertlos wird, vernichtet, in den Fluten versinkt. Nicht wissen, was übrig bleibt, ob wir zurückkommen. Wir schlafen im obersten Stockwerk, später auf dem Dach. Der Regen hat nachgelassen, vereinzelte Tropfen. Keiner drückt ein Auge zu. Nur die Alten lassen sich nicht aus der Ruhe bringen. Schnarchen, stöhnen, stottern im Reich der Träume. Die Rache der Götter kennt keine Gnaden. Ich sitze am Rand des Daches, lasse meine Beine baumeln, tauche meine Füße ins dreckige Wasser, denke an die Trockenheit vom letzten Jahr. Die Sehnsucht nach dem Wasser. Das lange Warten. Dann die Erlösung. Zu spät und zu viel. Innerhalb weniger Tage brach unsere gesamte Infrastruktur zusammen. Plötzlich klatscht eine gewaltige Woge in mein Gesicht. Nass von oben bis unten laufe ich zurück zu den Dösenden, warne die Familie. Das Wasser drückt, nagt, zerrt an der Konstruktion. Schließlich findet es seinen Weg und umspült uns von unten. Langsam. Wir klammern uns an die Holzbalken, als unsere Baracke in sich zusammenfällt. Wütende Ströme toben durch die Straßen, reißen die klapprigen Autos von ihren Plätzen. Macht den Weg frei! Hier ist unser Reich! Verlorene Sofas treiben in dem Gewühl. Hilfe! In der Ferne erblicke ich die Rettungsboote. ●